



Dokumentation

Jörg Dantscher SJ

„Teilt miteinander – Tut dies zu meinem Gedächtnis“*

Gedanken zur Solidarität

Liebe Schwestern und Brüder, sehr geehrte Damen und Herren in Vertretung der Orden, für die Einladung bedanke ich mich sehr. Denn mich verbinden eher freundschaftliche Beziehungen zum Vorstand und zu vielen von Ihnen und Ihren Gemeinschaften als dass ich mich als Fremder fühlen würde. Dennoch: es sind inzwischen manche Jahre vergangen und die Perspektiven verändern sich in meinem Leben sehr schnell, so dass vieles, was mir früher wichtig war, heute nur mehr mühsam präsent ist. Sie und Ihr werdet es verzeihen.

Ich komme aber gerne, wenngleich ich denke, wer darum bittet, ich solle etwas zur Solidarität sagen, also zu dem, was das Solidarwerk ja auf seine Fahne geschrieben hat, der möchte eigentlich so etwas wie Eulen nach Athen tragen. Wo sonst wenn nicht in Ihrem Kreis und in diesem Solidarwerk ist das Prinzip der Solidarität verwirklicht!

Sie können sich an die Vorgänge vor der Gründung des Solidarwerkes erinnern: Wir waren als Orden plötzlich durch die Rentengesetzgebung genötigt, uns etwas einfallen zu lassen, wie wir dem Staat und damit der Gesellschaft gegenüber eine Gewährleistung abgeben können, dass kein Ordensmitglied im Alter und im Pflegefall in Versorgungsnoté gerät. Es gab eine Reihe von Überlegungen. Die einfachste, die uns möglich schien, war die, dass wir nach innen selbst dafür Sorge tragen, aber dass wir nach außen hin die Diözesen um die Gewährleistung für die Orden gegenüber dem Staat bitten wollten. Wir dachten, das wäre möglich, weil wir das Risiko für die Diözesen für gering einschätzten.

Sie wissen, dass wir uns mit diesem Wunsch täuschten, denn die Diözesen sahen das Risiko als unkalkulierbar an und lehnten ab. Damit komme ich zu einem ersten Gedanken:



Solidarität ist immer ein Risiko.

Natürlich wissen Sie, dass dieser Satz so nicht einfach richtig ist; denn es gibt in unserer Welt viele Formen der Solidaritätsbekundungen, bei denen wir kein Risiko eingehen. Wenn ich meine Solidarität mit den buddhistischen Mönchen in Rangun erkläre, kostet mich das nichts: es gefährdet nicht mein Leben, es bringt mir keinen schlechten Ruf ein, jedenfalls nicht in Europa, weit ab von Rangun. Es kostet mich nicht einmal wirklich irgendetwas, was ich zum Leben brauche. Ich entbehre durch diese Form von Solidarität selbst nichts.

Und solcherlei Solidarität gibt es viele. Dennoch spürt jeder, dass in einem Fall, wo es mich nichts kostet, das Wort Solidarität eher ein wenig pathetisch und nicht sehr griffig klingt. Geerdete Solidarität, menschlich verantwortete Solidarität dagegen weiß um das Risiko „mitgefangen – mitgehungen“. Oder biblisch: Wer sich als Jünger Jesu solidarisch mit dessen Botschaft erweist, den kann es nicht wundern, dass es auch ihn das Leben kosten kann.

Ein erstes Risiko unserer Solidarität kann darin liegen, dass ich mit den Personen, denen ich Solidarität erkläre, ein Stück meiner inneren Freiheit, meiner Eigenständigkeit verliere. Ich werde oft in eine Schublade gesteckt. „Ach, du bist doch auch einer von den Galiläern!“ – Und wer von uns wollte in allen Phasen seines Lebens oder Wirkens, nur weil er sich irgendwann einmal mit jemand solidarisch erklärt hat, auch in eine Art Sippenhaft genommen werden. Denn Solidarität ist zwar keine Sippenhaft, aber der Solidarität haftet an, dass wir zusammengehören und für einander und aneinander haften. Wenn man den einen ans Kreuz geheftet hat, wird man die anderen vielleicht auch anheften.

Ein zweites Risiko kann darin bestehen, dass ich zwar nicht mit den Personen, aber mit ihrer Sache identifiziert werde. Und wenn es dem

einen schlecht geht – denn wozu soll sonst Solidarität stehen wenn nicht für Menschen in Not – , dann kann es auch uns, die wir Solidarität erweisen, schlecht gehen. Niemand hat vielleicht gegen uns etwas; aber um der Sache willen wird weggeschaut, weil wir keine Lösung wissen. An wie vielen Bettlern dieser Stadt gehe ich vorbei und schaue weg, weil ich nicht mit allen solidarisch sein kann! In wie viel Not dringt mein Blick nicht ein, weil ich nicht weiß, wie man helfen könnte.

So gilt an dem Satz „Solidarität ist immer ein Risiko“ eben doch, dass wir nicht ganz entkommen. Der heimliche Lauf aus Jerusalem in die schützende Nacht von Emmaus, um sich dem Risiko Jesu zu entziehen, bringt nur teilweise eine Minimierung des Risikos. Irgendwann kommt die Frage der solidarischen Einstellung wieder auf mich zu. Und das ist die zweite Einsicht:

Wo Solidarität angefragt ist, helfen in der Regel keine Vermeidungsstrategien.

Oder anders: Wenn wir uns der Solidarität entziehen, kann es langfristig schlimmer werden – und zwar für viele und für mich selbst auch.

Die Bischöfe bzw. Diözesen hatten uns damals angeraten, dass jeder Orden gegenüber dem Staat eine Wirtschaftsprüfung durchführen lässt, aus der hervorgeht, dass die einzelne Gemeinschaft genügend Rücklagen gebildet hat, um für die Alten und Pflegebedürftigen sorgen zu können. Den eigenen bischöflichen Kongregationen wurden dadurch in vielen Fällen die Lasten der Kosten und die Arbeit für diese sich immer wiederholenden Gutachten aufgetragen – das mag ja noch ein gesunder Prozess sein, sich immer wieder zu fragen, wie man für eine eventuelle Not vorgesorgt hat. Aber für die Not selbst, in die eine Gemeinschaft mit ihrer Verpflichtung einer abgesicherten Sorge für die alten und pflegebedürftigen Ordensmitglie-

der kommen kann, wäre ein solches Wirtschaftsgutachten keine verlässliche Hilfe. Es wäre in manchen Fällen nur ein Konstatieren, dass der Orden – aus welchen Gründen auch immer – seine Verpflichtung nicht mehr wahrnehmen kann.

Insofern haben die Orden damals, so scheint mir, mit Recht diesen Vorschlag nicht favorisiert, obwohl es wirklich gut ist, sich immer wieder durch eine Prüfung klar zu werden, was wir tun, um unsere Verpflichtung zu erfüllen. Im Beispiel Jesu: Wenn ein König gegen einen anderen König zu Feld ziehen will, setzt er sich dann nicht vorher hin und zählt seine Krieger; andernfalls schickt er vorher Boten, die um Frieden nachsuchen sollen. Es ist also vor allem Vorsorge gefragt anstatt die Vision erhoffter Solidarität durch andere. Und so komme ich zu einer dritten Einsicht:

Solidarität setzt Vorsorge und Nachsorge voraus.

Die Geschichte vom heimkehrenden Sohn und dem barmherzigen Vater ist keine Erzählung zum Fall der Solidarität, sondern eine Geschichte zum Thema „das Erbarmen des Vaters“. Der Sohn darf nicht darauf spekulieren, dass er bei Vernachlässigung der Sorge um sein eigenes Leben und seinen eigenen Unterhalt einfach nach Hause kehren kann und dort wieder in eine Versorgungsgemeinschaft seines Vater- oder Mutterhauses aufgenommen wird. Vielmehr ist – in zweifacher Weise – Solidarität nur dort planbar und anbietbar, wo es vorsorgliche Strukturen und Bemühungen der Selbsthilfe gibt oder wo man solche schaffen kann.

In manchem Krisen- und Notgebiet der Erde ist diese Vorsorge nicht möglich, einfach weil das Leid und die Not so groß sind, dass niemand Kraft hat, vorzusorgen. Wer von der Hand in den Mund leben muss, wird nicht Schätze sammeln können wie der reiche Mann, der sich Gedanken macht, wo er sei-

ne reiche Ernte ansammelt. Nur weil es zuerst sieben fette Jahre gab, konnte Josef von Ägypten die Lagerhäuser des Pharaos füllen, um in den sieben mageren Jahren der Not des Volkes und der seiner Brüder Abhilfe zu schaffen.

Und eine solche Vorsorge ist eigentlich immer wichtig bei dem, der zur Hilfe bereit ist, aber auch bei dem, der später Hilfe benötigt. Wer in Saus und Braus sein Vermögen verut – wie der jüngere Sohn in der Fremde – hat kein Anrecht auf Solidarität. Darin hat der ältere Sohn recht – und der Vater tut sich schwer, dem älteren Sohn die Augen dafür zu öffnen, dass diese Rückkehr keine Frage der Solidarität, sondern des Erbarmens ist. Die Geschichte einer unserer männlichen Ordensgemeinschaften mit vielen Millionen von Schulden ist daher eigentlich keine Geschichte von Solidarität, sondern von mangelnder Vorsorge und Sorgfaltspflicht gewesen. Dass die gleichnamige Schwesterngemeinschaft dann auf Geheiß römischer Institutionen mit Mitteln der eigenen Altersversorgung einspringen musste, ist genau genommen kein Fall von Solidaritätshaltung, sondern ein Fall von Bemühungen, den Schaden auf Kosten anderer auszubügeln, ohne selbst eingestehen zu müssen, eine entsprechende Aufsichtspflicht vernachlässigt zu haben.

Aber wenn nun viele Menschen gar keine Möglichkeit haben, Vorsorge zu treffen – was nicht für uns Orden gelten darf –, dann verlangt Solidarität wenigstens, dass durch Personen und Strukturen gewährleistet wird, dass die solidarische Hilfe nicht ins Leere, nicht an falsche Orte und an falsche Personen geht, sondern wirklich Hilfe zur Selbsthilfe wird. Insofern erwartet die Solidarität eben immer eine gute Mischung von Vorsorge und Nachsorge. Und letztere muss sich auch erkennen und kontrollieren lassen. In einen Sack mit Löchern oder in einen Sack von Gaunern füllt man keinen Weizen, wie die Geschichte von Josef von Ägypten und seinen Brüdern uns lehrt. Und noch ein vier-

ter Gedanke gilt dem gemeinsam getragenen Risiko der Solidarität:

Das Risiko muss tragbar sein.

Ich kann die Diözesen gut verstehen, dass sie die von uns erbetene Solidarität abgelehnt haben, wenn sie zur Erkenntnis kamen, dass das Risiko so groß ist, dass sie mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit damit für einen Schaden einstehen sollen, den sie nicht tragen können oder wollen. Wir müssen an dieser Stelle nicht darüber richten, wie viel eigentlich an Kirchensteuermitteln im Sinn einer gemeinsamen Aufgabenstellung aller Gruppen und Institutionen der Kirche von den Diözesen verwaltet und mit wem geteilt werden sollten oder könnten, vor allem auch nicht angesichts der finanziellen Schwierigkeiten, in die sich Diözesen selbst begeben haben, wenn wir an Bistümer wie Berlin oder Aachen denken. Es bleibt richtig: Solidarität kann nur dort wirklich brauchbar geplant werden, wo sich absehen lässt, dass die Solidargemeinschaft zusammen das Risiko mit größerer Wahrscheinlichkeit tragen kann. Wir sehen an dieser Formulierung, dass es sich hier um die Frage eines gemeinsamen Ermessens handelt. Daher ist auch mehr als stimmig, dass das Solidarwerk der Orden keinen Blindflug der Solidarität unternimmt, sondern immer wieder prüft oder auch kontrolliert, ob sich das Risiko im ganzen oder bei einzelnen Gemeinschaft verringert, vergrößert oder so gestalten lässt, dass alle gemeinsam sagen: Ja, das können wir schultern. „Kommt, die ihr mühselig und beladen seid!“, sagt Jesus seinen Freunden, weil er weiß, dass seine Solidarität nicht nur eine große Risikobereitschaft mit einschließt, sondern auch eine Art von Rückversicherung bei seinem Vater hat; denn er verspricht ja nicht, dass hier auf Erden all das erträglich gestaltet werden kann. Sondern dass es eine Perspektive gibt, die über die Kategorien des menschlichen Lebens hinausreicht: „Selig

die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich“, „Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden“ usw. Unsere Solidarität – vor allem auch die des Solidarwerkes – bezieht sich aber nicht auf diese alle Dimensionen sprengende Zusage des Himmelreiches, sondern auf Probleme des gemeinsamen Tragens von innerweltlichen Schwierigkeiten. Es ist wie die Zusagen von Ruth an Noomi: „Wohin du gehst, dahin will auch ich gehen; und wo du bleibst, da bleibe auch ich. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott!“ (Rut 1,16) Ruth trägt ein hohes Risiko, aber sie weiß, dass sie es mit Gottes Hilfe tragen oder doch wenigstens ertragen kann.

Doch je größer die Gruppe ist, mit der man und für die man einsteht, umso transparenter muss auch die Ertragbarkeit sein. Daher sagt Jesus: „Kommt und seht!“, als sich zwei junge Männer fragen, ob sie diesem Mann auf Anraten Johannes des Täufers folgen können. All dies hat nichts mit Misstrauen zu tun, sondern mit der Frage, ob und wie lange und in welchem Umfang ein Risiko getragen oder mitgetragen werden kann. Wer Solidarität erwartet, steht unter dem einladenden und nicht verschleiernenden Wort „Kommt und seht!“.

Darin zeigt sich ein weiterer Akzent von Solidarität: Solidarität ist nicht zu verwechseln mit Sozialpflichtigkeit. Eine solche meint: Ich habe Talente, Veranlagungen, Begabungen, Besitz erworben oder geschenkt bekommen und diese gehören nicht nur mir, sondern ich bin mit diesen Gaben auch anderen gegenüber pflichtig, diese Talente zu nützen. Das ist Sozialpflicht.

Solidarität ist immer eine Art freiheitlicher Akt, eine freie Gabe.

Im Solidarwerk ist keine Gemeinschaft genötigt, sondern jeder, der mitmacht, bringt sich in Freiheit ein. Wir haben oft Glaubensgemeinschaft und Mission so aufgefasst,

als würde uns Gott nötigen, dazu gehören zu müssen, am besten noch römisch-katholisch dazugehören zu müssen. Wer nicht mitmacht oder wer zu spät kommt, den bestraft das Leben – oder Gott. Nein, so nicht. Solidarität meint: Ich lade dich ein, mit zu machen, aber du bist frei, dies zu tun oder zu lassen.

Jesus fordert nicht: „Bleibt doch wenigstens ihr!“, sondern er fragt einladend: „Wollt auch ihr gehen?“ Und es ist ein langer Lernprozess auf dem Weg gelebter Solidarität, aus freiem Herzen etwas zu tun und nicht nur der Not zu gehorchen. Liebe Schwestern und Brüder, daher ist für ein solches Werk auch schön und sinnvoll, dass an kleinen Zeichen diese freiheitliche, geschwisterliche Solidarität spürbar wird. Das Solidarwerk ist immer in Gefahr, wie jede Brandschutzversicherung – ich sage das, weil es bei uns vor einer Woche in der Kirche gebrannt hat und ich für diese Art von Versicherung eine gewisse Dankbarkeit verspüre -, also das Solidarwerk ist immer in Gefahr, nur mehr eine Art Versicherungsbehörde zu werden: Ich leiste etwas oder ich bin Mitglied und erhalte dafür etwas, was ich brauche.

Das meint aber Solidarität nicht. Solidarität meint, dass ich mehr gebe als eingeklagt werden kann und dass ich mehr erhalte als gefordert werden kann. Das bleibt aber nur lebendig, wenn dieses Bewusstsein immer wieder gestärkt wird, ähnlich wie es zu Beginn der Gründung des Solidarwerkes war. Israel feiert jedes Jahr neu das Paschafest, weil es sonst zu selbstverständlich würde, dass wir Freiheit und Solidarität haben. Das bedeutet, dass überall, wo wirkliche Solidarität geschenkt und erwartet wird, sich die Menschen, die sich in eine Solidargemeinschaft begeben, einander immer wieder freundschaftlich begegnen und treu in dieser Art von Freundschaft bleiben. Daher verstehe ich den Wunsch des Solidarwerkes und seines Vorstandes, wirklich bei solchen Treffen den Kontakt mit denen zu halten, die für die Gemeinschaften Verantwortung tragen, die das

Werk dieser Freundschaft in Freiheit mittragen. Die Mitgliederversammlung möchte – aber wem sage ich das – daher ja nicht ein reines Formal-Treffen sein, bei dem man Stimmen an andere überträgt oder jemand schickt, der geschickt ist, sondern dass Schwestern und Brüder sich ihrer Solidarität immer wieder vergewissern. Und dazu bedarf es auch einer gewissen Kontinuität und freundschaftlicher Begegnung. Pascha wird nicht mit Fremden, sondern mit Freunden gefeiert. Solidarität ist ein Zeichen freiheitlicher Freundschaft. Jesus: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde.“ So gilt ein sechster Gesichtspunkt:

Freiheitliche Solidarität weiß um die Bindung.

Denn natürlich ist es immer ein Geschenk, wenn sich Menschen oder Gruppen finden, die einander helfen, wenn eine schwierige Situation entsteht. Und wir können uns des Geschenkcharakters nicht genug vergegenwärtigen. Aber es entsteht auch eine Bindung wie wenn wir einen Baum in die Erde pflanzen. Jeder Baum ist ein Geschenk Gottes und der Natur. Aber wenn sich die Wurzeln in den Boden eingelassen haben, ist der Baum Teil der Erde und des Himmels und beide, Erde wie Himmel rechnen mit der Verlässlichkeit des Baumes. Wo sollten die Vögel der Hoffnung ihre Lieder singen und wie sollte der Erdboden vor Erosion geschützt sein, wenn der Baum sich wegheben würde oder in seine Einzelteile zerfallen wollte.

Was ich damit meine: Wenn wir einander Solidarität zusagen, entsteht auch eine Bindung, auf die wir uns verlassen wollen und verlassen können müssen. Das meint vielerlei. Wir sehen bei den Banken: Wenn irgendwo Schwierigkeiten im Bankenwesen auftreten, laufen alle Kunden und retten ihr Vermögen. Doch gerade dadurch wird die Bank erst in den Strudel gerissen, aus dem sie selbst durch andere Banken dann nicht mehr

D leicht gerettet werden können. Wenn alle Bankkunden nicht von der Angst getrieben würden, sondern Verlässlichkeit zeigen könnten, würde die Krise oft gemeistert werden können. Ähnlich ist es auch im Bereich unserer Solidarität: Wir bauen auf einander, weil wir uns aneinander gebunden haben. Und das ist wie ein kleines Wunder: Ein freihetliches Ja wird zu einem Wort der Verbundenheit und der Bindung.

Wer dieses erlebt kann nur staunen, dass Orden sich binden können, wenn es Diözesen nicht riskieren. Warum: Weil wir mehr in Freundschaft gebunden sind als in Institutionen; weil wir einander mehr vertrauen als vertragen. Ein Solidarwerk ist eben eher ein Vertrauensbund als ein Vertragswerk – was ja auch nötig ist, aber eben noch nicht die Mitte der Solidarität ausmacht. Was Gott mit den Menschen vorhat, ist nicht ein „Vertrag“ – vertrage euch, dann vertrage ich mich mit euch, sondern ein Bund, sei er nun altbewährt oder neu verstanden: ein Alter und ein Neuer Bund. Und das Solidarwerk ist Teil eines solchen großer gedachten Bundes: Wie Gott sich an uns bindet, binden wir uns auch aneinander.

Doch wenn Gott sich auch grenzenlos an uns bindet und seine Liebe nicht auslotbar ist, so ist unsere, nämlich menschliche Solidarität immer eine begrenzte. Und insofern haben wir einen achten Gesichtspunkt:

Bindung und Solidarität geschieht nur in Grenzen.

Vielleicht mag einer das bedauern, dass Solidarität und ein menschlicher Bund immer nur begrenzt sind. Aber das ist mit dem menschlichen Leben überhaupt so: Wir leben in Grenzen und Begrenzungen. Und das ist auch eine Begrenzung des Risikos, der menschlichen Kapazitäten. Ich kann nicht mehr geben und nicht mehr einfordern als vorhanden ist. Solidarität bedeutet daher auch immer auf beiden Seiten Bescheiden-

heit: wir bescheiden uns im Rahmen des Möglichen; wir bescheiden uns im Rahmen des Nützlichen oder – falls möglich – des Nötigen. Das Solidarwerk ist nicht wie die Geschichte vom „Fischer und sin Frou“: Wir fragen nach dem kleinen Finger und nehmen die ganze Hand oder gar den ganzen Menschen. Die Bescheidung und daher auch die Bescheidenheit macht es möglich, immer wieder an Solidarität zu appellieren. Wüssten wir, dass wir aufgefressen werden, würde keiner mehr solidarisch sein.

Das geschieht aber nicht nur, weil wir einfach zu klein, zu arm, zu bedürftig sind, sondern weil darin das Geheimnis der größten Solidarität steckt, die wir überhaupt irgendwo wahrnehmen und wahr werden lassen. Es ist die Geschichte und die Feier der Solidarität Jesu, also Gottes, mit uns Menschen. Und so möchte ich ganz behutsam, aber nicht weniger deutlich eine letzte Dimension der Solidarität benennen:

Gottes Geschichte der Solidarität mit dem Menschen geschieht durch seine Menschwerdung und sein Abendmahl.

So können wir nämlich als theologische Implikation jeglicher Solidarität erahnen, dass Gott sich von uns erfahren lässt als einer, der sich mit-teilt; der nicht für sich bleibt, sich genügt, sondern schöpferisch aus der Fülle seines Seins ein in Freiheit sich verschenkender ist. Er ist die Mitteilung schlechthin; er wird uns deutlich, greifbar, wo Schöpfung sich im Teilen vollzieht. Er will auch, dass der Mensch nicht alleine ist, als Gipfel des Kosmos, sondern dass Adam einer ist, der diese Welt mit anderen teilt.

Und dieses Geheimnis zieht sich durch die ganze Offenbarungsgeschichte des Volkes Israel hin: Abraham ist bereit, mit seinem Bruder das Land zu teilen; Josef von Ägypten teilt mit seinen Brüdern; Mose teilt seine Vision von Freiheit und von Gottes Bund durch das

Gesetz mit seinen Landsleuten; der leidende Gottesknecht teilt das Schicksal des Volkes in der Verbannung und Unterdrückung, in der Schande und in der Verirrung. Der Hirte teilt seine Zuneigung mit dem verlorenen Schaf. Und schließlich teilt Jesus mit seinen Freunden das Leben bis an die Grenze des Vermögens, dort, wo er nur mehr kleine Zeichen hat für seine große Solidarität: Brot und Wein, das gemahlene Weizenkorn und der gekelterte Wein. Und seine Solidarität wird nicht vor allem dort „begriffen“, wo wir nachdenklich über die Materialität des Geteilten, sondern über die Intensität des Teilens nachdenken: Teilt – und wo ihr teilt, dort bin ich unter euch. Seid solidarisch – und wo ihr es seid, da bin ich unter euch lebendig.

Deshalb darf ich mit einer kleinen Geschichte solcher gelebter Vergegenwärtigung Jesu unter uns Orden meine Gedanken beenden. Es ist der Auszug aus einem Brief, den ich in diesen Wochen erhalten habe und der stellvertretend für manche Solidarität unter uns Orden steht, wie Sie wissen. Da heißt es:

„Unsere Gemeinschaft hatte sich nach zwei-jährigem Prozess entschieden, dass unsere vier Seniorinnen in ein Schwesternaltenheim gehen, damit die Zurückbleibenden die Chance haben, neu aufzubrechen und die Möglichkeit besteht, neue Schwestern aufzunehmen. Ohne diesen Schritt wären die noch tätigen Schwestern mit der Sorge um die Betagten voll ausgelastet gewesen.

Die Suche nach einem Platz gestalteten sich schwierig. Nach mehrfachem vergeblichem Vorsprechen und Telefonaten im eigenen und in den Nachbarbistümern, gelangte ich an die Katharinenschwestern in Berlin, die gerade ihr dortiges Provinzialat auflösten. Mit guter Aussicht wurde ich an die Provinzoberin in Münster, Sr. M. Friedburga, verwiesen. Auf meine Anfrage erhielt ich sofort die Antwort: „Wir haben für unsere Schwestern in unserem Schwesternaltenheim in Daun Platz, dann auch für Ihre!“ Die gleiche Offenheit erfuhren wir in Daun. Es ist gelebtes „Solidarwerk pur“, zumal unsere Schwestern völ-

lig kostenlos dort sein dürfen und ganz in den Konvent hineingenommen sind. Im Namen unserer Gemeinschaft möchte ich den Katharinenschwestern ausdrücklich danken und vielleicht kann die eine oder andere Gemeinschaft sie als Vorbild nehmen. Seit 30.07.2007 sind drei unserer Seniorinnen dort und fühlen sich wirklich wohl. „

Und dann heißt es weiter: „Lieber Herr Pater, ich denke, Sie verstehen, dass es mir ein großes Anliegen ist, dass der Dank an die Katharinenschwestern klar ausgesprochen wird, denn es war wirklich schwierig, einen Platz zu finden. Die Tatsache, dass die Katharinenschwestern nicht einmal einen finanziellen Beitrag von uns nehmen, ermöglicht uns, drei Schwestern aus einem Kloster unseres Ordens in Indien bei uns aufzunehmen und ihnen den nötigen Start (Sprachkurse etc.) zu ermöglichen. Die indischen Schwestern kommen, um unseren Aufbruch zu unterstützen.“ Und Jesus würde uns einladen: Tut dies zu meinem Gedächtnis; lasst meine Solidarität so unter Euch lebendig werden.

P. Jörg Dantscher SJ war bei der Gründung des Solidarwerks der Orden Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Ordensobern und in dieser Eigenschaft maßgeblich an dessen Entstehung beteiligt. Er ist heute Pfarrer der Pfarrei St. Ignatius und St. Antonius in Frankfurt am Main.

* Referat bei der Mitgliederversammlung des Solidarwerks der Orden in Frankfurt am Main am 9. November 2007.